



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

F., G.: Bilder aus der deutschen Vergangenheit : Pfeffersäcke und  
Krippenreiter um 1660.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Bilder aus der deutschen Vergangenheit.

### Pfeffersäcke und Krippenreiter um 1660.

Der große Krieg war beendet, statt der Bagagewagen fuhren wieder Frachtgüter auf den alten Straßen, die Grundherren sückten an ihren verdorbenen Hofgebäuden und ließen die ausgemusterten Reiterpferde an die Pflüge spannen. Unermesslich waren die Schäden, welche der Krieg dem Wohlstand, dem Selbstgefühl, der Sittlichkeit des lebenden Geschlechtes gebracht hatte. Am längsten hatte an ihnen der Bauer zu leiden, am lebhaftesten empfand sie der Bürger, am seltsamsten offenbarten sie sich am niedern deutschen Adel.

Dieser privilegierte Stand hatte vor Beginn des Krieges grade in unholdem Uebergange gelebt, er war auf dem Wege einige Traditionen des Mittelalters zu vergessen. Aus den raublustigen Junkern vom Stegreif waren trunkliebende händelsüchtige Grundbesitzer geworden. Noch zogen häufig ihre Söhne der Kriegstrommel nach, und schon vor 1618 ist eine häufige Klage, daß die Junker vom Adel bei den Heeren überall bevorzugt werden, und wie schwer es für einen tüchtigen Mann aus dem Volke sei, von der Pike herauf zu kommen. Schon vor 1618 reisten die Erben der reichen und anspruchsvollen Häuser nach Frankreich hinüber, dort Sprache, Bildung, das Kriegshandwerk zu erlernen. Nicht nur in Paris, auch in andern großen Städten Frankreichs waren sie zahlreicher, als etwa jetzt müßige Russen und Engländer, sie suchten es den Franzosen in Viederlichkeit und Duellen gleichzuthun, und waren als ungeschickte Nachahmer des fremden Brauches schon damals berüchtigt. Lebten doch selbst mehre der westlichen deutschen Höfe schon vor 1618 in so großer Abhängigkeit von französischer Sitte, daß ihnen das Französische bereits die elegante Sprache für Rede und Schrift geworden war. So im Hofstaat des unglücklichen Friedrichs von der Pfalz, des Winterkönigs von Böhmen. Unterdeß vegetirte die große Masse des Landadels in der Heimath unter Gelagen und Proceffen im Ganzen unter dem Fluch der Verkümmernng, welchem

zuletzt unvermeidlich diejenigen erliegen, welche lieber genießen als erwerben wollen. Neben ja über ihnen war die freie Kraft der Nation in kräftiger Entwicklung. Die neue Bildung der Reformationszeit, durch die bürgerlichen Theologen und Schulmänner getragen, bezwang oder verachtete auch die Landjunker; die Geschäfte der Fürsten und ihrer Territorien, die Stelle am Kammergericht, die Spruchcollegien an den Universitäten, fast die gesammte Justiz und Administration war nicht in den Händen des Adels; der größte Wohlstand, das beste Behagen war durch Handel und Handwerk in die Städte geleitet, außer dem Kriegshandwerk und den Höfen war ihnen wenig geblieben. So war bis zum Jahre 1618 die Nation auf gutem Wege, das Junkerthum des Mittelalters zu überwinden und Ansprüche, welche mit dem neuen Leben unvereinbar geworden waren; zur Ruhe zu bringen.

Es war eine verderbliche Folge des großen Krieges, daß auch dies anders wurde. Die Kraft des Bürgerthums war durch den Krieg vollständig gebrochen, die Schwächen des Adels entwickelten sich unter der Gunst, welche ihm in den meisten Landschaften das neue Soldatenregiment der Fürsten, vor Allem der Kaiserhof gewährte, zum Nachtheil des Ganzen. Wie sehr die Einnahmen des Grundbesizers verringert waren, er lernte doch zuerst aus der Arbeit der geknechteten Bauern Vortheil ziehen. Auch die Familien des Landadels waren decimirt, dafür war man am Kaiserhofe sehr bereit, für Geld neuen Adel zu schaffen. Das war im Kriege gebräuchlich geworden, gern kaufte sich der Hauptmann oder Oberst von seiner Beute einen Adelsbrief und verwüstete Güter. Nach dem Frieden wurde der Briefadel eine häßliche Erweiterung des Standes. Eine kindische, widerwärtige Großmannsucht, Devotion, Kriecherei, Sucht nach Titeln und äußern Auszeichnungen wurden nun in den Städten allgemein. Am wenigsten litten darunter die Handelsstädte an der Nordsee, am meisten die Länder, welche unmittelbar von dem wiener Hofe abhingen. Damals wurde in Wien gebräuchlich, jeden, welcher gesellschaftliche Ansprüche zu machen berechtigt schien, als Edelmann anzureden.

Unter der Masse der Privilegirten, welche sich jetzt als besondrer herrschender Stand im Gegensatz zum Volke empfanden, war allerdings die größte Verschiedenheit der Bildung und Tüchtigkeit, aber man thut dem Andenken an viele ehrenwerthe und einige bedeutende Männer nicht Unrecht, wenn die Thatfache hervorgehoben wird, daß diese Zeit, in welcher der Adel am meisten galt und regierte, die allerschlechteste Periode der ganzen langen Geschichte Deutschlands ist.

Ohne Zweifel führte in dieser schwachen Zeit das behaglichste Leben der wohlhabende Sproß einer alten Familie, welcher größre Güter sein Eigenthum nannte und durch alte Verbindungen mit Einflußreichen und Regierenden geschützt war. Seine Söhne erwarben einträgliche Hofämter oder höhre Offi-

cierstellen, auch die Töchter, gut ausgefattet, vergrößerten den Kreis seiner „Freunde“. Der Gutsherr hatte wol selbst im Heere gedient, ein Reise nach Frankreich oder Holland gemacht und von dort eine Anzahl Curiositäten mitgebracht, Waffen und gemaltes Geräth asiatischer Völker, ein ausgeblasenes Straußenei, polirte Muscheln, künstlich geschnittene Kirschkerne und gemalte Töpfe, oder marmorne Gliedmaßen, die in Italien aus der Erde gegraben waren. Er hat vielleicht irgendwo einem Gelehrten seine Bekanntschaft gegönnt und erhält von Zeit zu Zeit eine dickleibige juristische Abhandlung oder gar einen Band Gedichte mit respectvollem Schreiben zugesandt. Ja er hält mit einigen andern Cavalieren von Education um gutes Geld eine geschriebene Zeitung, welche ein wohlunterrichteter Mann in der Hauptstadt unter der Hand an zahlungsfähige Abnehmer sendet; denn es widersteht ihm, nur die „gewöhnliche, ungründliche Schmiererei“ der gedruckten Zeitungen zu lesen. Er spricht etwas französisch, vielleicht auch italienisch, und wenn er auf Universitäten gewesen ist, was nicht zu häufig geschah, vermag er auch ein lateinisches Gloriat herzusagen. In diesem Fall ist er wahrscheinlich Commissarius des Landesherrn, ein Würdenträger seiner Landschaft, dann fehlen ihm nicht Geschäftsreisen und gelegentliche Verhandlungen und er besorgt schlecht und recht das Anvertraute mit Hilfe seiner Schreiber. Er ist höflich, auch gegen solche, welche unter ihm stehen, und kommt mit dem Bürgermann vortrefflich zurecht. In sicherem Selbstgefühl sieht er auf das Volk, mit Achselzucken beklagt er, daß die Kaiser schon seit Carl dem Fünften auch geringe Salzhändler für 25 Ducaten oder etwas mehr tapfer geadelt hätten, er weiß recht gut, daß sein Adel nicht auf den vielen Titeln und nicht auf den Ritterzeichen des Wappens beruht, und er lächelt vornehm über die vielen Löwen, Bären, Türkenköpfe und wilden Männer, welche eifrig in die Wappen gemalt und von dem Heroldsamt zu Wien ausgetheilt worden. Mit Stolz blickt er auf den Adel der Franzosen, der durch pariser Kaufleute und italienische Abenteurer zu viel fremdes Blut eingenommen hat, auf die Ungarn, die ihren Adel gefällig um eine Reverenz bei dem Palatin und eine Kanzleitaxe ertheilen, auf die Dänen, deren Edelleute aus dem Viehhandel ein Monopol machen, und auf die Italiener, welche in unaufhörlichen Mesalliancen leben. Noch ist auch ihm einiges von den Traditionen des Ritterthums geblieben: ein tapftrer Offizier wird von ihm mit Achtung behandelt, er hält viel auf Waffen und Pferde. In den Zimmern seines festgemauerten Hauses sind der beste Schmuck der Wände neben den großen Familienbildern schöne Gewehre, Pistolen, Hirschfänger und jede Art von Jagdgeräth. Seitwärts von den Gärten für Blumen, Gemüse und Obst liegt ein Reitplatz, dort sind auch Vorrichtungen, nach dem Ringe zu rennen und leichte Lanzen nach dem Quintan zu brechen. Seine Pferde haben noch italienische und französische Namen:

Furiosa, Bellarina, Stella, Lisette, Amormio; denn noch ist das englische Blut nicht eingeführt, mit Neapolitanern und Ungarn wird gezüchtet, türkische Klepper werden, wie jetzt die Pony gesucht, edle Pferde aber verhältnißmäßig höher bezahlt als jetzt, denn der lange Krieg hat die Pferdezücht in ganz Europa schmäzlich heruntergebracht. Auch sein Hundestall ist wohlversehen, denn außer den Bullenbeißern braucht er auch Heggunde, Vorstehunde und Dachsheger, auch diese einflussreichen Begleiter seines Lebens schmückt er mit wohlklingenden Namen: Favor, Rumor, Nero, Delphin, Passanda, Moserta, Primerl, Bisperl. Zwar die hohe Jagd ist das Recht seines Landesherrn, aber aus Frankreich ist schon vor längerer Zeit der häßliche Gebrauch, das Wild zu hegen, ins Land gekommen. So reitet er eifrig mit seinen Hunden nach Hasen und Füchsen, oder er begleitet, eingeladen, einen großen Herrn auf die Hirschjagd und empfängt Besuche eines befreundeten Hofbeamten, der noch eine Falknerei unter sich hat, dann läßt man auf Krähen stoßen. Im October verschmäht er auch nicht, auf den Lerchenstrich zu gehen und die Garne zu beaufsichtigen.<sup>\*)</sup> In der Regel beginnen seine Tage mit Würde und endigen mit Behagen, regelmäßig wird purgirt, zur Ader gelassen und zur Kirche gegangen, allwöchentlich hält der Gutsherr seinen Verhör- und Gerichtstag ab; nach dem Gutenmorgenwunsch der Familie läßt er an freien Tagen die Kofse reiten, in den Erntewochen reitet er auch wol auf das Feld und sieht nach den Schnittern und dem Verwalter. Ein großer Theil seiner Zeit vergeht mit Besuchen, die er in der Nachbarschaft abstattet oder empfängt. Bei der Mahlzeit, die noch kurz nach 12 Uhr stattfindet, spielt das Wild die Hauptrolle, hat er Gäste, so werden 7—8 Gerichte aufgesetzt, immer mehre zusammen. Wenn die Unterhaltung einen höhern Flug nimmt, so berührt sie vorsichtig die Politik, sehr ungern Glaubenssachen, noch gelten viel schöne Sentenzen und Maximen auch bei Leuten von Welt; eine Feinheit ist, Schriftsteller des Alterthums oder elegante Franzosen ohne Pedanterie zu citiren, das Eigenthümliche fremder Völker, auch Curiositäten der Naturgeschichte, wie sie Beobachtung und Lectüre nahe legt, werden gern erörtert. Es ist dabei guter Ton, die Einzelnen der Reihe nach um ihre Ansicht zu fragen. Uns würde solche Unterhaltung, auch wenn die Cavaliere von den besten Qualitäten wären, zuweilen immer noch unbehilflicher und pedantischer erscheinen, als jetzt in einer Gesellschaft armer Schulmeister; aber auch aus dieser Conversation, von der uns einige zuverlässige Proben geblieben sind, ist trotz dem engen Gesichtskreis und zahlreicher Vorurtheile, das Ringen der Zeit nach Aufklärung und Verständniß der Welt zu entnehmen. In der Regel freilich läuft die Unterhaltung in

<sup>\*)</sup> Mehre Einzelheiten nach dem handschriftlichen Tagebuch eines österreichischen Freiherrn von Teuffel vom J. 1672 und folg., dessen Mittheilung Schreiber dß. der Güte des Herrn Grafen Wolf Vaudissin verdankt.

Familiengeschichten, Complimenten, bedenklichen Anekdoten und Scherzen von derber Natur. Es wird stark getrunken und nur die Feinsten entziehen sich dem Gelage. Zuweilen wird auch eine gesellige Zusammenkunft mit Damen an einem dritten Orte arrangirt, im Gasthof oder Posthause, dann besorgt jede Dame einige Speisen, die Herren aber Wein und Musik: ist ein Bad in der Nähe, so wird die Badefahrt ungern versäumt; auch Schießfeste werden eingerichtet mit ausgelegten Preisen, das „Beste“ ist dann wol ein Ochsz oder Widder, die Herren schießen entweder mit dem Volk oder untereinander.

Zahlreich sind die Mitglieder des Haushaltes und die Dienerschaft, darunter originelle Gestalten. Außer dem Hauslehrer lebt im Hause vielleicht noch ein alter dem Trunk ergebener Söldner des großen Krieges, „ein Luchbruder,“ der viel von Torstenson oder Jean de Werth zu lügen weiß; er lehrt die Söhne des Edelmanns fechten, die Pike gebrauchen und mit der Fahne „spielen“, was damals für Salut und Commando noch viel größere Wichtigkeit hatte, als jetzt und er hat ein Patent aufzuweisen, daß er in Frankfurt a. M. zum approbirten Meister des langen Schwertes von St. Marco und der Leuenburg geschlagen ist. \*) Selten fehlt ein heruntergekommener Seitenverwandter der Familie, Gebieter des Hundestalls, der den Titel: „Jagdmeister“ erhalten hat, der Bewahrer finsterner Waidmannsgebräuche; er weiß

\*) Zu vergleichen Schlessischer Robinson. 1723. 8. I. S. 16. Der Verfasser dieses Buches hat die geschriebene Selbstbiographie von Paul Winkler vielfach benutzt und einige Mal ausgezogen. Er hat den Verfasser des Edelmanns selbst in seine Erzählung verflochten und scheint ihn persönlich gekannt zu haben, wenigstens benutzt er mehrere Veranlassungen, mit besonderer Hochachtung von ihm zu sprechen. Seine Hauptquelle aber waren andere biographische Aufzeichnungen eines schlessischen Adligen aus dem Herzogthum Brieg, den er selbst von G. nennt. Es ist sehr zu bedauern, daß das interessante Detail dieser Biographie in einer Form überliefert ist, in welcher wirklich Erlebtes und vom Verfasser Erfundenes nicht immer mit Sicherheit getrennt werden kann. Im Verlauf der Erzählung ist Vieles aus andern ungedruckten und gedruckten Quellen zusammengearbeitet, im zweiten Theil z. B. das geschriebene Tagebuch einer italienischen Reise, den Schluß bildet der wörtliche Abdruck einer kleinen Druckschrift: Umständlicher Bericht von Herrn Johann Wilhelm Herzogen von Sachsen auf der Ost-See erlittenen Schiffbruch (Gotha, 1702. 4). — Der Verfasser dieses Robinsons ist mir unbekannt. Da der Sohn Paul Winklers, Ferdinand (geb. 20. März 1676) in die adlige Familie von Gladis heirathete, und eine Zeit lang ein kleines Gut in der fürstlichen Domaine Briesen bei Brieg besaß, so liegt die Vermuthung nahe, daß er einen Antheil an der Abfassung des Buches haben könnte, er hatte wenigstens ebenfalls studirt und sich im Kriege versucht. Dem widerspricht freilich der Umstand, daß dem Manuscript der Selbstbiographie Winklers, welches zu Breslau in der städtischen Bibliothek von St. Bernhardin aufbewahrt wird, ein Zettel von fremder Hand angeheftet ist, welcher Fragen nach dem Todestag Winklers und dem Schicksale seiner Kinder enthält. Von den dazu geschriebenen Antworten eines Dritten ist mehreres fast wörtlich in den schlessischen Robinson (II. S. 2.) aufgenommen worden. Darnach hätte der Verfasser nur die erwähnte Abschrift der Biographie und vielleicht einige andere Papiere aus der Hinterlassenschaft Winklers in Händen gehabt. — Der erste Theil der Geschichte ist sehr anschaulich erzählt, mit nicht unbedeutendem Talent.

das Rohr zu versprechen, das Wild durch Charaktere zusammenzubringen und hat größere Bekanntschaft mit dem höllischen Nachtjäger, als dem Ortspfarrer nützlich erscheint. Er gilt als altes Hausmöbel für treu, und würde sich sicher bei rittermäßiger Veranlassung für seinen Herrn Vetter ohne Bedenken todt-schlagen lassen, aber er macht sich wol auch kein Gewissen daraus, den Bauern, mit welchen er in der Schenke zecht, mehr Holz zuzuschänzen, als Recht ist und der Gutsherr muß durch die Finger sehen, wenn der alte Junker einmal seinen Hirschfänger mit Silber beschlägt, dessen Ursprung zweifelhaft ist. \*)

So vergeht das Leben eines wohlhabenden Adligen um das Jahr 1660. Es ist vielleicht nicht ganz so nützlich und tüchtig, als es sein sollte, aber es ist auch nicht vorzugsweise schädlich für die Umgebung und vermag wol Familiensinn und Gutherzigkeit der nächsten Generation zu überliefern. Doch wohl-gemerkt, es war eine kleine Minderzahl des deutschen Adels, welche im 17. Jahrhundert in so bevorzugter Stellung saß.

Wer fern von seiner Familie in fremdem Land Fortune machen wollte, dem drohten andre Gefahren, denen sich nur die kräftigsten entzogen. Die Kriege in Ungarn und Polen, die schmachlichen Kämpfe gegen Frankreich, vollends ein längerer Aufenthalt in Paris, waren nicht angethan, gute Sitte zu erhalten. Die Laster des Orients und des verdorbenen Hofes von Frankreich wurden durch sie in Deutschland umhergetragen. Die alte Rauflust wurde nicht besser durch das neue Cavalierecartell, der liederliche Verkehr mit Bauerdirnen und leichtfertigen Edelfrauen wurde nur schlimmer durch die nächtlichen Orgien der alamodischen Cavaliere, bei denen sie die mythologischen Figuren festlicher Aufzüge darstellten und sich als Waldgötter, ihre Damen als Venus und Nymphen drapirten. \*\*) Auch das alte Landsknecht- und Würfelspiel war nur grade so schlimm gewesen, als das neue Hazard, das jetzt in den Bädern und an den Höfen überhand nahm und außer den einheimischen Abenteurern auch noch fremde im Lande umhertrieb.

Seltamer aber und grotesker erscheinen uns zwei Classen von Adligen jener Zeit, beide zahlreich, beide in starkem Gegensatz zueinander. Sie wurden damals kurzweg als Stadtadel und Landadel bezeichnet und drückten ihre gegenseitige Antipathie in den sehr gebräuchlichen Schmähworten Pfeffersacke und Krippenreiter aus.

Wer in den Städten eitel war und unruhig nach der Höhe rang, der erwarb sich des Kaisers Brief. In den alten Reichsstädten suchten die Patricierfamilien

\*) P. Winckler, der Edelmann. S. 510.

\*\*) Es widersteht, die erotischen Bücher zu citiren, welche seit dieser Zeit auch deutsche Leser verderben; hier sei nur eine kleine seltene Novelle genannt, worin einige dergleichen Orgien, — nach holländischem Original — beschrieben werden: Der verkehrte, doch wieder bekehrte Soldat, Adrian Wurmfeld von Drsoy, durch Crispinus Bonifacius von Düsseldorf. 1675. 4. S. 4.

ihre Adelsansprüche hervor und ließen sie von dem Kaiser bestätigen, aber auch in den größeren Städten des Kaisers, z. B. Prag, Breslau waren die Bürgermeister, Beisitzer des Rathes sehr häufig geadelt. Außer ihnen vorzugsweise reiche Handelsleute. Noch immer war in Deutschland der Großhändler bei den Privilegirten und beim Volke nicht eben beliebt und durchaus nicht so angesehen, wie die großen Interessen verdienten, die er nicht selten vertrat. Mißtrauen und Abneigung waren uralt, sie stammen vielleicht noch aus der Zeit, wo schlaue Römer unter den barbarischen Kindern Luiskos die fremden Silbermünzen mit gesägtem Rand und mit der Biga gegen die ersten Producte des Landes verhandelten. Das ganze feudale System des Mittelalters beförderte diese Zurücksetzung, nicht weniger der Glaube des Gekreuzigten, welcher die Güter dieser Welt zu verachten befahl und den Reichen so geringe Aussicht auf das Himmelreich gewährte. Seit der Hohenstaufenzeit, seit der Adel als privilegirter Stand constituirt war, bildete sich der Gegensatz zwischen den reichen Erwerbenden der Städte und den begehrenden Kriegern der Landschaft immer stärker aus. Freilich in den Hansestädten des Nordens erzwang sich der kriegerische Kaufmann durch seine bewaffneten Schiffe Furcht und Herrschaft bis in entlegene Länder. Aber selbst die reichen und hochgebildeten Herren zu Nürnberg und Augsburg waren dem Volke kaum weniger unbehaglich, als den Fürsten und Edlen, welche raublustig an den Grenzen ihres Gebietes saßen; es waren nicht die Juggen allein, denen von den Reformatoren Wucher und undeutsche Gesinnung Schuld gegeben wird. Nach dem dreißigjährigen Kriege schoß diese Feindschaft in neue Blüthe, und es ist leicht zu begreifen, daß der große Kaufmann nicht wenig Veranlassung gab, solche Antipathieen rege zu erhalten. Keine menschliche Thätigkeit bedarf so sehr die freie Concurrrenz und ungehinderten Verkehr, als der Handel. Die ganze Richtung der alten Zeit aber war, nach außen abzuschließen und den Einzelnen durch Privilegien zu schützen. Solche Richtung der Zeit mußte den Egoismus des Kaufmanns vorzugsweise hart und rücksichtslos machen, sein Bestreben, Monopole zu erwerben, unsinnige Gesetze gegen Geldzins zu umgehen, gaben dem Volke häufig mit Recht die Empfindung, daß der Gewinn des Kaufmanns durch den Druck hervorgebracht sei, den er auf die Verzehrenden ausübte. Diese Empfindung wurde nach dem dreißigjährigen Kriege besonders lebendig. Während in Holland und England das moderne Bürgerthum vorzugsweise durch großartigen Handelsverkehr erstarkte, war in dem deutschen Binnenhandel — die größern Seestädte immer ausgenommen — durch die zahllosen Territorien, die Willkür der Zölle, die Unsicherheit der Valuten und nicht zuletzt durch die Armseligkeit des Volkes eine gesunde Entwicklung verhindert, dagegen Versuchung zu jeder Art von Wuchergeschäften nahe gelegt. Die Verschiedenheit der deutschen Münzen und die Gewissenlosigkeit der prägenden Landesherren begünstigten eine endlose Kipperei:

gute Münzen mit Vortheil aufkaufen, vollwichtiges Gold beschneiden, leichtes Geld in Umlauf bringen, wurde die gewinnbringendste Thätigkeit. Wie jetzt die Zeittäufel und der Aktienspekulator, so war damals ein größtentheils ungesetzlicher Handel mit gemünztem Metall das Leiden der Handelsplätze. Es war nicht auszurotten. Wurde einmal der Scandal zu groß, dann traten wol die Landesregierungen unbehilflich dazwischen, aber ihre Gerichte wurden blind gemacht. So war in Frankfurt a. M. das Beschneiden der Ducaten so massenhaft betrieben worden, daß von Wien eine Specialcommission in die freie Reichsstadt gesandt wurde; Juden waren die Colporteuré gewesen, Christliche Handelshäuser, darunter mehre große Firmen, die Hauptschuldigen, deren Namen noch jetzt bestehen. Es kam weiter nichts dabei heraus, als daß die kaiserlichen Commissare den größten Theil des unsaubern Gewinnes in ihre Tasche bargen.

Solcher Reichtum, schnell und gegen das Gesetz erworben, hatte, wie noch jetzt, alle Eigenschaften eines unsoliden Erwerbes; er dauerte selten bis auf die dritte Generation. Er machte die Schuldigen leicht zu Verschwendern und Genußsüchtigen, ihr Hochmuth, ihr Mangel an Bildung, ihre Prunksucht wurde den eignen Mitbürgern besonders auffällig. Solche Individuen waren es vorzugsweise, welche sich Adelsbriefe kauften; und es ist wol kein Zufall, daß von den zahlreichen Adelsfamilien dieser Art verhältnißmäßig viele wieder untergegangen sind.

Ein Neugeadelter aus solchem Kreise behielt in der Firma seinen wirklichen Namen, aber unter seinen Mitbürgern hielt er eifersüchtig auf die Privilegien des neuen Standes. Gern ließ er sein Wappen in Stein auf die Außenseite des schönen Hauses meißeln und reichlich vergolden, aber der Stein verbürgte nicht die lange Dauer des Hausbesitzes. Es erschien z. B. in Breslau auffallend, wie schnell die Häuser auf dem großen Ringe die damals fast sämmtlich dem neuen Briefadel gehörten, ihre Besitzer wechselten. Im Innern des Hauses wurde ein auffallender Luxus zur Schau gestellt, in dieser armseligen Zeit dem Volke doppelt unheimlich. Die Zimmer waren mit kostbaren Tapeten geschmückt, mit seidnen Spaglieren, Wandteppichen und Behängen, welche man zum Gebrauch an der Wand oder auf besonderem Gestell aufhängte, dann wol wieder abnahm und mit fenstergroßen venetianischen Spiegeln ersetzte. Die Frauen nähten diamantene Schlösser auf die Schuhe, es wird geklagt, daß sie keine Spitzen tragen wollten, wenn sie nicht von Venedig oder Paris waren und die Elle nicht wenigstens zwanzig Thaler kostete, ja es wurde ihnen nachgesagt, daß ihre Nachtgeschirre von Silber wären. Groß war die Zahl ihrer Lakaien, die Carossen wurden reich vergoldet, der Kutscher lenkte vom hohen Bock zuweilen vier Pferde, die dann nebeneinander gespannt waren, aber wenn die glänzende Equipage durch die Straßen rasselte, riesen die Leute doch höh-

nend, daß „der Topf immer noch nach der ersten Suppe schmecke“. Die schönen Pferde konnte der reiche Mann wol halten, weil er nebenbei einen Pferdehandel trieb, und zu Lakaien wurden die Arbeiter aus dem Geschäft costümir: Hausknecht, Holzraspler, Handelslehrling, und der Page, welcher hinter der Dame herging, war ein Kind aus der Armenschule. In solchen Häusern war auch der größte Tafelluxus jener Zeit. Der geladene Gast wurde mit der Höflichkeit empfangen, welche damals ein Kennzeichen des Gebildeten war, der Wirth ging ihm bis an die Treppe, dem vornehmsten bis an die Hausthür entgegen, weitschweifig waren die Complimente über den Vortritt oder über den höhern Platz bei Tische, und doch wurde der größte Werth darauf gelegt, dabei nicht zu niedrig geschätzt zu werden. Sobald man sich zur Tafel setzte, wurde der Schenktisch geöffnet, auf dem eine Masse des kostbarsten Siberwerks glänzte. Die Schüsseln mußten groß sein, ebenso umfangreich die Gerichte, außer Verhältniß zu der Zahl der Geladenen, das theuerste wurde mit einem Raffinement herbeigesucht, das uns noch jetzt befremdet: mächtige Pasteten, mit verschiedenem Geflügel gefüllt, Haselhühner, Hechtleber, welsche Salate. Die Fasanen und Rebhühner wurden kaponirt und gemästet, das Paar davon bis zu einem Ducaten bezahlt. Man fand greulich, daß diese Verschwender neue Seringe mit einem Gulden bezahlten, das Hundert Aустern mit acht bis zehn Thalern. Dazu kamen die kostbarsten Weine des 17. Jahrhunderts: Tokayer, Canariensect, Marzenin, Frontignac, Muscat, zuletzt gar Wein vom Libanon; zum Dessert war nicht mehr Marzipan, sondern Citronat die modische Ergöblichkeit. Die Frauen saßen stumm und geziert. Ihre Haupt Sorge war, so klagte man, schon bei der Wahl des Gatten, ob ihr künftiger Geliebter vornehm sei, damit sie bei Begräbnissen desto näher hinter der Leiche hertreten und bei Hochzeiten obenansitzen könnten. Bei solchen Gelegenheiten fehlte wenig, daß sie nicht mit Ohrfeigen um den Vortritt sochten. So weit ging die Adelsucht dieser Kreise, daß sich der für bedeutend besser hielt, dessen neuer Adelsbrief nur zehn Jahre früher ausgestellt war, als der eines andern; auch diese Stadtedelleute schätzten den ganz neu geadelten keineswegs für ihresgleichen. Wer frisch geadelt war, wurde nur „wohlgedel“ genannt; wer einige Zeit in Besitz seines Briefes war, ließ sich „hoch- und edelgeborne Gestrengigkeit“ nennen. Alles wurde angewendet, um noch außerdem eine Stadtwürde oder irgend einen Titel zu erlangen. Mit den unreifen Söhnen solcher Familien wurden häufig auch die militärischen Würden der Städte besetzt, dann lief ein Wicht, der niemals ein Schlachtfeld gesehn hatte, mit einem Stabe, der dick mit Silber beschlagen war, bewaffnete Leibschützen hinter sich, bei Tage von Thor zu Thor, um sich den Leuten zu zeigen und den Salut der Wache in Empfang zu nehmen.

Nur eins wurde von ihm verlangt, er mußte mit dem Degen umgehen  
Grenzboten III. 1860.

können; denn Duelle gehörten zum Wesen des Edelmanns. Und es war gut für ihn, wenn er wenigstens einmal durch ein „Cartell“ in Anspruch genommen war. Dann ritt er mit seinem Secundanten auf das nächste Dorf, zog hinter einem Zaun die Reitstiefeln aus, leichte Fechtschuhe an, steckte die langen gefräselten Haare unter die Nachthaube, entblößte den Oberleib bis auf das Hemde und mußte eine von den Schlagklingen wählen, welche ihm präsentiert wurden. Man focht in Gängen auf Hieb und Stoß, auf das glücklich abgemachte Duell folgte unfehlbar ein Versöhnungsgelage. Mit vollbrachten Heldenthaten wurde gern renommirt.

So etwa sahen die Pfeffersäcke aus, welche vom groben Landadel auch Heringsnasen genannt wurden. Ein ganz anderer Schlag Leute war die Masse des Landadels.

Diese Familien saßen vor zweihundert Jahren noch zahlreicher als jetzt in den Dörfern. Außer den Ritterstätten waren auch Häuser des Dorfes und kleine Ackerwirthschaften in ihren Händen; zuweilen hatte ein Geschlecht so stark gewuchert, daß in der Nähe eines alten Stammstüzes viele Dörfer mit Geschlechts- genossen besetzt waren, noch häufiger saßen in einem Dorfe Familien aus verschiedenen Geschlechtern durcheinander, in jedem Grade von Autorität. Noch in unserm Jahrhundert hat es mäßige Dörfer gegeben, welche zehn, zwölf und mehr Ritterstätten umschlossen, an solchen Ortschaften hatte jeder der kleinen Despoten die Herrschaft über wenige elende Dorfleute und ritterliche Herrenrechte an einem Theil der Flur, die ärmsten aber wohnten ohne Grundrecht, zuweilen nur zur Miethe. So war es fast in allen Landschaften Deutschlands, am meisten jenseit der Elbe auf dem colonisirten Slavengrunde, aber auch in Franken, Schwaben und Thüringen. Viele von ihnen unterschieden sich von den andern Landleuten nur durch ihre Ansprüche und durch ihre Verachtung der Feldarbeit. Sie waren schon vor dem Kriege in der Mehrzahl verschuldet gewesen, der späte Frieden fand sie in noch schlechterem Glück. Das Eisen und die Seuchen hatten auch unter ihnen aufgeräumt, die überlebenden waren nicht besser geworden. Die Stärkern hatten sich als Soldaten und Parteigänger im Kriege versucht, zuweilen wenig verschieden von Straßenräubern. Die erworbene Beute hatten sie noch im Kriege wieder in einem kleinen Gute angelegt, auf dem sie friedlos und lauernd saßen. Solche Glückliche erhielten häufigen Zuspruch von alten Spießgesellen und wagten dann wol vom Gute aus einen Ritt auf eigne Hand, bei dem es ohne Blut nicht abging. Nach dem Kriege hörten sie zwar auf Raub zu wagen und zu dulden, aber auch den nächsten Generationen blieb die Verwilderung, das Bedürfniß nach Aufregung, das unruhige Umherreiten, die Neigung zu wüstem Trunk und Händeln. Sie bildeten zusammen eine große Genossenschaft, die trotz endloser Raufereien doch fest zusammenhielt, wie eine verfilzte Pflanzendecke auf Sumpfundgrund, und

dieser Familienzusammenhang wurde für die Besseren unter ihnen eine unendliche Plage, ein Unglück des ganzen Standes, der mehr als ein anderer Uebelstand die Bildung und den Wohlstand der ritterlichen Grundbesitzer in dem nächsten Jahrhundert zurückhielt. Denn auch solchen, welche nicht ganz ohne Mittel waren, verging das Leben wie in einem Bann, von dem sie sich schwer lösen konnten.

Reiten, Tanzen und Fechten lernten die Söhne eines solchen Gutsbesizers von mäßigem Wohlstand in der Verwandtschaft, vielleicht die ersten Anfänge des Latein bei einem armen Candidaten, dann dienten sie wol, wenn der Vater Verbindungen hatte, bei einem kleinen Hofe oder vornehmen Edelmann als Pagen, dort lernten sie vielleicht etwas von den guten Manieren, sichrer die Schwächen und Laster der Vornehmen kennen. Hatten sie einige Jahre in adligem Dienst ausgehalten, so wurden sie wol nach altem Herkommen von ihrem Herrn wehrhaft gemacht und mit einem gnädigen Backenstreich als Junker entlassen. Dann kehrten sie auf das väterliche Gut zurück, oder die Eltern verkauften, was sie entbehren konnten, um ihnen eine rittermäßige Ausrüstung zu verschaffen und sie als Aspiranten für eine Subalternstelle zum kaiserlichen Heer zu senden. Nur wenigen glückte es in den ruhmlosen Kriegen jener Zeit; die meisten kehrten nach einigen Feldzügen verdorben, arm an Ehren und Beute in die Heimath zurück, mit den Geschwistern das Vatererbe zu theilen. Bald unterschieden sie sich wenig von den Bettern, die in der Heimath zurückgeblieben waren.

Der Guts herr hauste in einem Gebäude von Fachwerk mit Stroh oder Schindeln gedeckt, — es sind uns gelegentliche Beschreibungen und Abbildungen in genügender Zahl erhalten — über das Dach lehnte die große Feuerleiter, die Vorder- und Hintertür des Flurs war mit hölzernen Sperrbalken zum nächtlichen Verschluss versehen, im Unterstock lag die große Stube, in der Nähe die weite Küche, zugleich ein warmer Aufenthalt für die Dienenden, neben der Stube ein gemauertes Gewölbe, mit Eisengittern am Fenster und womöglich mit eisernen Thüren gegen Diebe und Feuergefahr, dort wurde aufbewahrt, was der Guts herr von werthvoller Habe besaß, war einmal eine Summe Geld darin verschlossen, so wurde gern ein besonderer Wächter vor das Haus gesetzt. Ueber diesem Gewölbe im Oberstock lag die Schlafstube des Hausherrn, dort stand das Ehebett, auch dort war in der Wand oder in den Dielen ein verborgenes Behältniß, worin einiges Silbergeräth und der Schmuck der Frauen aufbewahrt wurde. Die Kinder, der Hauslehrer und die Ausgeberin schliefen in Gatterverschlügen, welche nicht heizbar waren. Zuweilen war an den Oberstock eine hölzerne Gallerie angebaut, „Lustgängelein,“ dort wurde wol Wäsche getrocknet, der Hof beobachtet, Frauenarbeit gethan. Das Haus stand unter besondrer Aussicht eines alten Reifigen, oder eines

armen Betters, der als Wächter innerhalb schlief; im Hofe und um das Haus liefen zur Nachtzeit wilde Hunde, welche auf Bettler und fremde Fußläufer besonders abgerichtet wurden. Alle diese Vorsichtsmaßregeln vermochten aber die Einbrüche bewaffneter Banden nicht ganz zu verhindern. — Selbst ein mäßiges Rittergut war ein freudearmer Besitz. Die Mehrzahl der Gutsherren war tief verschuldet, unförmliche Proceffe, oft noch von dem Kriege her, schwebten um Schornstein und Grenzbügel. Die Wirthschaft bewegte sich kümmerlich unter der Aufsicht eines armen Betters oder eines unsichern Verwalters, die Getreidepreise waren nach dem Kriege im Durchschnitt so niedrig, daß kaum das Verfahren der Frucht lohnte, der Viehstand unvollständig, neue Kapitalien noch schwer zu erhalten. Denn das Geld war theuer und die Hypotheken auf adligen Gütern galten für keine vortheilhafte Anlage. Zwar gaben sie einige Realsicherheit, aber schon die Zinsen wurden zu oft unregelmäßig berichtigt und vollends das gekündigte Kapital konnte nicht leicht zurückgezahlt werden, die Erwerbung des verpfändeten Gutes durch den Gläubiger aber war — bei sehr verschiedner Gesetzgebung — nur in einzelnen Fällen nach umständlichem Verfahren möglich, sie wurde zuweilen gefährlich, denn den neuen Erwerber bedrohten die Freunde und Nachbarn des Schuldners mit ihrem Haß. So kam auch ein verständiger Grundbesitzer leicht in verzweifelte Lage. Eine Mißernte, ein Viehsterben, mochten ihn wahrscheinlich ruiniren. Aber was das Hauptleiden war, eine große Zahl hatte nicht den mäßigen Sinn, sich dauernd um die Wirthschaft zu kümmern und die Ausgabe nach den sicheren Einnahmen des Gutes zu beschränken. So gedieh den Wenigsten ihr Leben. Die Mehrzahl erhielt sich unter häufigen Verlegenheiten, Proceffen und ewigen Schulden, auch von denen, welche mit besserer Hoffnung ihre Güter übernommen hatten, wurden manche zuletzt, was eine große Zahl ihrer Standesgenossen war, Mitglieder der großen Innung, welche das Volk Krippenreiter, Magrauser, Schlaackläufer, Misthammel schalt.

Solche Verarmte ritten in „Kuppeln“ von Hof zu Hof, als lästige Schmarozker fielen sie in der Nachbarschaft ein, wo auf einem Gut ein Fest gefeiert würde, wo sie Vorräthe in Küche und Keller witterten. Wehe dem neuen Bekannten, den sie am dritten Ort kennen gelernt hatten; sie waren sogleich bei der Hand, ihn auf einen oder acht Tage zu begleiten. Wo sie eingefallen waren, kostete es die größte Mühe, sie fortzubringen. In ihrem Umgange nicht wählerisch, tranken und rauchten sie sich wol mit den Bauern in der Schenke, sie erwiesen in der Trunkenheit auch einem Bürger mit gefülltem Beutel die Ehre, ihn in ihre Bruderschaft aufzunehmen, dann wurde unter zerschlagenen Gläsern und Flaschen auf Knien die Bruderschaft geschlossen, Leib und Seele zu ewiger Treue verschworen, und gemeinschaftlich der für den ärgsten Cujon erklärt, der nicht unverbrüchliche Freundschaft halten würde.

Solch Brüderschaft schützte allerdings nicht vor einer großen Schlägerei in der nächsten Stunde. Aber wie gemein sie sich bei solcher Gelegenheit machten, nie vergaßen sie, daß sie uralte, wilde Edelleute waren. Der Bürger oder wer vom Kaiser einen Adelsbrief hatte, konnte zwar ihr Bruder werden, solche Vertraulichkeit brachte der Lauf der Welt mit sich, aber die Prädicate der Familiengenossenschaft, „Oheim“ und „Vetter“ erhielt er nicht, auch wenn er durch Heirath mit ihnen verschwägert war, in ihre „Freundschaft“ wurde nur aufgenommen, wer von altem Geschlechte war. Ihre Kinder gingen in Lumpen, ihre Frauen sammelten zuweilen Lebensmittel bei den Verwandten ein, sie selbst trabten auf zottigen Pferden in alten Regenröcken über die Stoppel, zuweilen statt der zweiten Pistole ein geschmitzeltes Holz in den alten Holstern. Ihre Niederlage hatten sie in Dorfschenken, wenn sie einmal nach der Stadt kamen, lagen sie in den schlechtesten Schenkhäusern, ihre Sprache war roh, voll Stallausdrücke und Flüche, von den Gebräuchen der Gauner war ihnen Bedenkliches in Rede und Gewohnheiten übergegangen, sie rochen mehr nach ihrem „Finkelsochem“, als für andere angenehm war, sie selbst waren Lumpen, bei aller Raussucht ohne festen Muth, sie wurden allgemein für eine Landplage gehalten, und von solchen, welche etwas zu verlieren hatten, mit Schmeißfliegen verglichen; aber sie waren bei alledem sehr hochmüthige, durchaus aristokratisch gesinnte Gesellen. Ihr Stammbaum, ihr Wappen, ihr Familienzusammenhang war ihnen das Höchste auf Erden. Unendlich war Haß und Verachtung, womit sie auf den reichen Städter sahen, sie waren immer bereit, mit einem Neugeadelten Handel anzufangen, wenn er ihnen nicht vollen Titel gab, oder sich gar anmaßte, ein Wappen zu führen, welches dem ihrigen ähnlich war.

Mit diesen Gesellen und ihrem Verkehr soll die folgende Mittheilung näher bekannt machen. Sie führt in eine Ecke des deutschen Landes, wo die Krippenreiterei besonders arg war, an das rechte Oderufer Schlesiens. Dort riß nach einem alten Volkscherz dem Teufel der Sack, als er in der Luft eine Anzahl Krippenreiter fortschaffen wollte, und er hat den ganzen Plunder auf diese Landdecke ausgeschüttet.

Die folgende Schilderung ist aus der Erzählung: Der Edelmann genommen, welche der Schlesier Paul Winckler, politischer Agent und Rath des großen Kurfürsten zu Breslau, wenige Jahre vor seinem Tode (er starb 1686) verfaßte. Die Erzählung wurde erst nach seinem Tode in zwei Auflagen (zuletzt Nürnberg, 1697. 8.) gedruckt. Kunst und Erfindung darin sind nicht bedeutend, aber grade deshalb wird sie hier brauchbar. Winckler war ein gebildeter welterfahrener Mann,\* ein angesehener Jurist, durch seine zahlreichen Reisen, Verbindungen, und durch genaue Bekanntschaft mit den Ver-

\*) Auszüge aus seiner Selbstbiographie in Nr. 22 d. Bl.

hältnissen des deutschen Landbesitzes vorzugsweise befähigt ein sicheres Urtheil abzugeben. Dazu besaß er Eigenschaften, welche dem Schlesier nicht selten sind, er wußte sich leicht in die Welt zu schicken, war ein guter Gesellschafter, beobachtete unbefangen, und verstand lebendig zu erzählen. Daß er Mitglied der fruchtbringenden Gesellschaft war, hat wahrscheinlich dazubeigetragen, sein Interesse an der deutschen Literatur rege zu erhalten und ihn selbst zu anspruchsloser Schriftstellerei zu ermutigen, aber der kluge und wohlbewanderte Mann sah doch mit einiger Verachtung auf die puristische Pedanterei, womit Genossen seines Ordens der deutschen Poesie aufzuhelfen versuchten. „Sie sitzen hinter der Küche des Parnas und sättigen sich am Geruch des Bratens.“ Als er seine Erzählung schrieb, etwa 50 Jahre alt, durch die Gicht an sein Zimmer gefesselt, war seine Absicht in einem Bilde zu zeigen, wie ein rechter Edelmann sein sollte. Denn es war sein Schicksal gewesen, sein ganzes Leben hindurch in geschäftlicher Verbindung und persönlichem Verkehr mit dem Adel verschiedener Landschaften zu stehen, seine eigne Frau war aus dem Geschlecht des Dichters von Logau, wie er selbst ein Schwestersohn des Andreas Gryphius. Zuverlässig war durch manche eigne Erfahrung sein Blick für die Lächerlichkeiten der Privilegirten besonders geschärft, aber er selbst war doch ein Sohn seiner Zeit und bewahrte im Herzen einen tiefen Respect vor ächt adligem Wesen. Seine Erzählung ist deshalb durchaus keine Satyre, wie sie wol genannt worden ist, und die Schilderungen, welche hier mitgetheilt werden, machen den Eindruck besonders genauer Porträts. Die Erzählung Paul Wincklers ist mit den Romanen des Simplicissimus verglichen worden. Productive Kraft, Phantasie, Reichthum an Detail sind bei dem Schlesier unvergleichlich geringer. Aber mit dem größeren Dichtertalent ist bei Grimmelehausen zuweilen eine Neigung zum Seltsamen und Phantastischen verbunden, welche an die Methode der Romantiker erinnert und das Dargestellte nicht durchweg als ein treues Bild der Zeit erscheinen läßt. Davon hat der Schlesier allerdings nichts, er erzählt lebendig und mit innerer Freiheit, was er etwa selbst geschaut hat, nicht vieles, nichts besonderes, glatt und gradezu. Und ihm ist bei seiner Darstellung begegnet, was auch neue Erzähler mit moralischer Tendenz hindert, er hat recht anschaulich geschildert, wie die Edelleute nicht sein sollen, für seine guten Gestalten fehlten ihm scharfe Umrisse und Farben, und weil er dieselben Bildung und Grundsätze in langen Unterredungen an den Tag bringen läßt, werden sie langweilig. Der Verlauf der Erzählung ist sehr einfach. Ein reicher, junger Holländer — die Holländer nahmen damals in deutscher Gesellschaft ungefähr dieselbe Stellung ein, welche noch vor kurzem auch an deutschen Höfen den Engländern gegönnt wurde, die Bedeutung ihrer Nation galt fast soviel als ein Adelsbrief — kommt nach Breslau (Beliffa), wird Zeuge eines Duells zwischen einem Neu-

geadelten und einem Krippenreiter, läßt sich von seinem Gastwirth das Land-  
 leben schildern, besucht das Haus eines verschwenderischen Pfeffersackes, wird  
 von einem jungen Herrn v. K., einem Bekannten aus früherer Zeit, auf ein  
 Landgut geladen, lernt nahe dabei die Krippenreiter aus eigener Anschauung  
 kennen, hört einen Bericht der Abenteuer, welche ein Schlesier als englischer  
 Officier durchgemacht, und verbringt die übrige Zeit seines Landbesuches mit  
 würdigen aber sehr breiten Gesprächen, in welche der Verfasser natürlich viel  
 von seinen Ansichten und seiner Gelehrsamkeit eingepackt hat: über die Bil-  
 dung des Soldaten, über Berufs- und Geburtsadel, über die politische Situa-  
 tion, über die Cultur der Alten im Vergleich zur Gegenwart, u. s. w. Bei  
 der Rückkehr nach Breslau erfährt der Holländer, daß jener reiche Kaufmann,  
 der ihn im Anfange zur Tafel geladen, Bankerott gemacht und sich heimlich  
 entfernt habe, das Leben desselben wird erzählt, der Held verläßt Breslau. —  
 So enthält die ganze lange Erzählung nur etwa fünf Schilderungen, welche  
 hier interessiren, zwei derselben werden mitgetheilt. Einzelne rohe Ausdrücke  
 sind gemildert, wenigstens gekürzt, die Sprache nur soviel als unumgänglich  
 nöthig schien, unserm Deutsch genähert. Zuerst erzählt der Gastwirth, wie er  
 als Sohn eines Schneiders studirt, dann eine wohlhabende Kretschmerin,  
 — Schenkwirthin — geheirathet, und nach ihrem Tode in dem unglücklichen  
 Bestreben, groß zu thun einen Adelsbrief gekauft habe, um sich auf dem Lande  
 niederzulassen. Dann fährt er also fort:

Ein nicht gar zu getreuer Freund gab mir einen Anschlag auf die Land-  
 ecke, wo zwar die adeligen Rittersitze in niedrigem Preise, dabei aber auch  
 von geringem Einkommen sind; zwar widerrieth mir dies ein andrer guter Freund  
 und wies mir nach, was ich für Ueberlast und Widerwärtigkeit von den benach-  
 barten Krippenreitern haben würde, ich ließ mich das aber nicht anfechten, weil ich  
 mich ihnen mit dem Degen genugsam gewachsen wußte, und schlug die gute War-  
 nung leicht aus dem Sinne; kurz ich kaufte ein Gut für 6000 Thaler, ward aber  
 bald gewahr, daß ich unter den Bliß gerathen als ich dem Donner entwichen, und  
 daß mein guter Freund mit seiner Prophezeiung sehr nahe ans Ziel geschossen  
 hatte. Denn als ich mich kaum halb und halb eingerichtet, war ein Junker Vogel-  
 bach der erste, der mich nebst ein Paar seinesgleichen umstieß wie sie es nannten.  
 Er war auf etwa eine halbe Meile mein Nachbar, nicht, daß er damals, oder  
 jetzt ein eigenes Gut gehabt hätte sondern er saß nur auf einer Bäuernwirth-  
 schaft zur Miethe, die etwa ein paar Hundert Reichsthaler werth war, und  
 brachte, wie andere seinesgleichen, das Leben mit Krippenreiterei zu. Wie er  
 sein Weib und Kind aushält, weiß ich nicht, nur daß ich die Frau öfter mit  
 einem Karren und ein Paar abgerissenen Kindern bei den vermögenden Edel-  
 leuten auf der Garte gesehen habe, wie sie Getreide, Brod, Käse, Butter,  
 und dergleichen einsammelte. Solche Bettelschagungen forderten sie denn auch

inßgemein monatlich einmal bei mir ein. Dieser Vogelbach nun war, wie gedacht, der erste, der mir nebst ein paar seinesgleichen „den Tisch zu rücken“, einsprach. Sie verhielten sich das erste und zweite mal noch ziemlich bescheiden, wohingegen auch ich ihnen vorsezte, was das Haus vermochte. Dies aber wurde ihrer Meinung nach durch die Ehre der adligen Brüderschaft, welche sie mit mir schlossen, überflüssig ausgeglichen, bis endlich die Stänkerei in ihrem groben Gehirne unmöglich länger eingesperrt bleiben konnte. „Es gilt Dir, Bruder Kretschmer;“ fing er einmal an, als er sich den ganzen Tag über die Nase mit Bier und Brantwein begossen hatte. Doch aber gesegnete ich ihm diese Worte mit einer unversehnen Ohrfeige dergestalt, daß der gute Kerl mit dem Sessel bis mitten in die Stube über den Haufen flog. Mein Reitknecht, ein baumstarker Mensch, der vormals Soldat gewesen, und den ich zumeist als Schutzgeist in dergleichen Nöthen aufgenommen hatte, kriegte, als er dies sahe, den andern Junker W. bei dem Kragen, daß er sich nicht rühren konnte. „Was,“ sagte er, „ihr Hallunken, ist es nicht genug, daß man euch, so oft ihr kommt, den hungrigen Leib füllt, und eure magern Mähren ausfüttert? wollt ihr meinem Herrn dieses Deo gratias geben? dieser und jener hole mich, wo sich einer regt, so will ich ihm den Junkerrock so verbrämen, daß man die blauen Posamenten sechs Wochen auf dem bloßen Rücken sehen soll.“ „Wir haben nichts mit diesen Händeln zu thun,“ antworteten die zwei, „hat Bruder Vogelbach etwas angefangen, so wird er solches als ein rechtschaffener Cavalier auch auszuführen wissen.“ Dieser hatte sich unterdeß wieder aufgerafft und wollte zum Degen greifen. „Laß deine elende Blutpeitsche stecken,“ sagte ich, „oder ich will Dir, sofern Du noch nicht völliges Maaß hast, mit dem dazu abgebrochenen Schemelbein dies gewiß dazu setzen.“ Damit hielt er den Mund und ging mit blaugefärbten Augen nebst seinen ritterlichen Gumpen auf und davon. Sie setzten sich zu Pferde und ritten zum Thore hinaus. Sobald sich aber diese drei für sicher hielten, ging erst recht das Schmähen an; hundertmal schalteten sie mich einen Kretschmerknecht, der eine bemühte sich die Pistolen loszubrennen, konnte es aber nicht dazu bringen, ohne Zweifel, weil weder Hahn noch Rad am Schlosse war. Endlich merkten sie, daß ich ihnen mit einem halben Duzend Bauern auf den Hals kommen wollte. Deshalb machten sie sich eilends auf und davon und schickten mir etwa vierzehn Tage darnach alle drei zugleich ein Schlagecartell zu, in der Meinung, ich würde nimmermehr das Herz haben, mich mit ihnen im freien Felde herumzuhauen, worin sie sich aber sehr betrogen fanden.

Da ich jedoch mich besorgte, es möchte mir der ganze Schwarm der herumwohnenden Krippenreiter über den Hals kommen, und gemeinsam Kopfnüsse geben, so nahm ich ein halbes Duzend von den Reitern, die damals im Lande lagen, zu mir, und gab dem Vogelbach im ersten Gange eine so tüch-

tige Schmarre über die Achsel, daß er den Degen fallen ließ und die Faust nicht mehr gebrauchen konnte. Darüber verlor W. alsbald den Muth soweit, daß er im zweiten Gange Frieden machte. Keiner hielt sich besser, als Junker Michael v. S., den ich vorher für den verzagtesten angesehen hatte. Er hieb gut genug um sich, bis endlich dieser dreifache Zweikampf so endete, daß sich die beiden andern mit uns verglichen, Vogelbach sich aber noch ein paar Gänge zu Pferde vorbehielt, sobald ihm der Arm geheilt sein würde, was er jedoch bis zum heutigen Tage unausgeführt gelassen hat.

So bekam ich Ruhe zwar nicht vor dem Zulauf der Krippenreiter, an denen es niemals mangelte, wol aber vor ihren Händeln, doch bald wurde mir eine viel größere und kostbarere Angelegenheit. Mein Verkäufer hatte mich nicht nur beim Verkauf selbst ziemlich geschneelt, sondern mir auch einen bedeutenden wiederkäuflichen Zins verschwiegen, außerdem bei weitem nicht Alles gewährt, was in dem Inventarienzettel aufgesetzt war. So mußte ich ihn nothwendig vor der Landesregierung verklagen und mich dazu eines Advocaten bedienen. Hier dauerte es nun sehr lange, bevor ich meinen Gegner, der eine Ausflucht nach der andern ersann, festhalten konnte, und mir schien auch, als wenn man bei der Regierung wenig Lust hätte, mir zu helfen. Mein Advocat, der am besten wußte, wo es fehlte, gab mir den Rath, den Herrn Kanzler zu gewinnen. Ich merkte leicht, wohin er zielte und schickte diesem anfangs ein in Polen erkauftes Wildschwein nebst ein paar Tonnen Butter in die Küche, welche auch das Rad der Gerechtigkeit soweit aus dem Sumpf hoben, daß ein Befehl an meinen Gegner abging, seine Einwendungen in einer festgesetzten Frist beizubringen. Damit mußte ich vorerst zufrieden sein, ich ward aber bald inne, daß noch vor Ablauf der Frist das Wildpret mit der Butter verzehrt war, ich hörte von keiner Vorladung und von keinem Gegenbericht. Daher verdoppelte ich meinen Einsatz, und weil die Frau Kanzlerin erinnerte, die Butter habe ihrem Herrn so wohl geschmeckt, daß er seit der Zeit keine andere genießen wolle, mußte ich wieder ein paar Tonnen nebst einem Malter Hafer und einem schönen Rehbock denselben Weg gehen lassen. Darauf kam zwar bald ein neuer Befehl, meine Gegenpart war aber so lange nicht zu sehen, bis endlich noch ein Malter Korn nachslog. Dieser brachte es zwar zum Termin, förderte die Sache aber nur so weit, daß dem Gegner das Klagebittel vorgetragen und anbefohlen wurde, innerhalb einer doppelten sächsischen Frist zu exipitiren. Diese Frist zog sich mit der Replik und Duplik, und bevor man in der Sache zum Schluß kam, bis über zwei Jahre hinaus. Weil aber unterdeß dem Herrn Kanzler alles Geschenk besser schmeckte, als was er kaufte, mußte ihm bald dies bald jenes zugeschickt werden. So wußte er ein paar schöne gezogene Stutzen bei mir, die er sich auf folgende Art herausbrachte. Er kam unvermuthet selbst zu

mir und that, als ob er genöthigt wäre, um ein freundliches Nachtlager anzusprechen. Ich mußte mir dies für eine besondere Ehre schätzen und bewirthete ihn, so gut ich konnte. Unterdeß besah er meine Gewehre, lobte die Stutzen und gab vor, daß er ein besonders großer Freund von dergleichen Sachen wäre; ich möchte sie ihm entweder gegen baare Zahlung überlassen, wenn sie mir feil wären, oder ihm ein paar von derselben Art bestellen. Daraus konnte ich bald merken, wohin er zielte, und mußte in den sauren Apfel beißen, und nicht nur dieses Paar Stutzen, sondern etliche Monate darauf noch ein schönes silbernes Uhrlein, das er zufällig an der Wand gesehn hatte, in Hoffnung eines guten Bescheides hingeben. „Das ist ein schöner Groschen, womit man einen Thaler gewinnen kann,“ sagte mein Advokat; „selten fällt in einen offenen Beutel ein schlimmes Urtheil, der Beutel eines Proceßirenden muß mit Spinnenweben zugeschnürt sein, grade wie bei den Verliebten. Und da man mit einer goldnen Lanze auch den Stärksten aus dem Sattel heben kann, wird wol Alles gut werden, wenn sich der Herr noch zuletzt einmal überwinden kann, zu geben.“ Kurz auch eine vier Mark schwere vergoldete silberne Flasche ging dem andern nach und zuletzt fand ich dort einen Esel, wo ich eine Krone gesucht hatte. Das Ende war die Sentenz, nächstens solle eine Commission niedergesetzt werden, um zu versuchen, ob wir in Güte mit einander verglichen und die hochlöbl. Regierung fortan dieses langen verdrießlichen Proceßes überhoben werden könnte. Wie sehr mir dies zu Herzen ging, ist leicht zu erachten; ich verfluchte die Stunde, in der ich an das Landleben gedacht hatte, und verglich mich mit meinem Gegner, ehe noch die Commission angesetzt war. Für 1600 Thlr., die ich mit allem Recht von ihm zu fordern hatte, nahm ich 500, und bekam damit kaum die aufgewandten Unkosten zurück. Dabei bekannte er mir denn aufrichtig, daß ihm an dergleichen Bestechung auch nicht weniger als 300 Thaler darauf gegangen wären. So wäre der beste Weg gewesen, wenn man sich gleich anfangs vertragen hätte.

Unterdeß hatte ich mich mit einem Hauskreuz belästigt, das mir viel mehr in die Seele schnitt, als dieser Proceß. Bald nach dem Kauf des Gutes hatte ich mich in ein altadliges Geschlecht der Nachbarschaft verheirathet und das bekam mir so wohl, wie dem Esel der Eistanz. Im Anfang zwar hatte ich geringe Neigung dazu, ich war gewillt, guter Leute Kind aus der Stadt mit etlichen tausend Thalern zu nehmen, und dadurch meine Wirthschaft um ein bedeutendes zu verbessern. Aber der falsche Freund, der mich zu dem Kauf überredet, rieth mir keine andere, als von gutem alten Adel, und zwar aus der Nachbarschaft zu nehmen. „Zunächst,“ sprach er, „ist sehr ungewiß, ob der Herr in Breslau eine reiche Partie antrifft, obgleich er sich darauf hat adeln lassen. Ferner haben dergleichen Stadtdamen soviel Kenntniß von der Landwirthschaft, daß sie nicht einmal wissen, was Kuh oder Ochse, was Käse

oder Quark sei. Die Wirthschaft des Herrn aber erfordert eine Wirthin, die von Jugend auf dabei erzogen ist; auch ist solche Heirath das einzige Mittel, seine Kinder mit der Zeit zu rechtschaffenen Landedelleuten zu machen.“ Zu diesem Ende schlug er mir eine Dame der Nachbarschaft vor, und erbot sich, selbst den Freier abzugeben. „Sie ist schön, eine gute Wirthin, von guten Mitteln und altem Hause, das Alles wird der Herr unmöglich in der Stadt beisammen finden.“ Als ich ihn hierauf fragte, wie hoch sich ihre Mittel beliefen, schnitt er von 2000 Thalern auf. Zwar zweifelte ich schon damals daran, weil dies auf dem Lande ein so großes Heirathsgut ist, daß auch wol Freiherrn danach schnappen, doch ließ ich mich endlich dazu bereden, weil die Dame nicht übel gebildet war und der neue Adel mir alle gesunde Vernunft aus dem Hirn geschafft hatte. Bald fand ich, daß die vorgegebenen 2000 Thaler bis auf 400 schwanden, die noch dazu in einem zweifelhaften Proceß schwebten, der kaum so viel austragen konnte, als die darauf zu wendenden Unkosten betrug, oder als mich ein standesgemäßes Veilager kosten würde. Dem ungeachtet hatte ich im Anfang Liebe zu ihrer guten Gestalt und schlug mir Alles aus dem Sinn. Da sie mir aber so gar nichts an Schmuck, Kleidern und andern Frauengeschmeiden zugebracht, fragte ich einst meine Frau Schwiegermutter, wo denn die Kettchen, Ringe und die paar taffetnen Röcklein wären, mit denen ich doch meine Liebste bekleidet gefunden hätte, als ich um sie warb. Sie aber gab mir mit höhnlichem Gelächter zur Antwort, wenn ich sie auch nur im bloßen Hemde bekommen hätte, sollte ich dennoch damit zufrieden sein und mich begnügen, daß sie soweit von ihrem adligen Geschlecht herabgestiegen sei und mir ihr Kind gegeben hätte, sie werde noch Ungelegenheit genug haben, diesen Schimpf bei ihrer Freundschaft abzuwischen, welche die Heirath durchaus nicht hätte zugeben wollen. Was aber Kleider und Schmuck anbelange, so mußte ich wissen, daß sie noch mit mehr Töchtern versehen sei, und auch diese zu bedenken hätte. Auch sei es in der Gegend Gebrauch, mit einem Kleide und Auspuß zwei bis drei Töchter zugleich zu versorgen; wenn eine von ihnen gepuht wäre, mußte die andere unterdeß der Wirthschaft obliegen, oder wenn Gäste kämen, sich krank stellen, und im Bette gedulden, bis die Woche oder Reihe auch an sie käme. Damit mußte ich zufrieden sein, und meine Liebste, wollte ich sie mir nicht zum Schimpf gehen lassen, mit vollständiger adliger Kleidung und Schmuck von Fuß aus aus eigenen Mitteln versehen. Darüber ging denn mein baares Geld vollends darauf; zumal mir die Hochzeit sehr viel gekostet hatte, denn fast die ganze Landschaft lag mir mit Weibern, Kindern, Gesinden und Pferden länger als vierzehn Tage auf dem Halse und war nicht wegzubringen, so lange sie in Küche und Keller noch etwas für sich fanden. Aber auch was ich für meine Gemahlin machen ließ, war ihr

und ihrer Mutter niemals reichlich und kostbar genug, immer wußten sie daran Mängel zu finden, und wollten Alles vollständiger haben.

Gleichwol überwand ich mich und würde keine Unkosten angesehen haben, wenn ich damit nur den geringsten Dank verdient hätte, aber ich mußte, was mich am allermeisten schmerzte, empfinden, daß mich weder mein Weib noch ihre ganze Freundschaft im geringsten achteten. Besonders meine liebe Schwiegermutter war ein grundböses, hoffärtiges, falsches Weib, und weil inßgemein die Blätter wie die Wurzel des Baumes sind, so nahm auch ihre Tochter bald ihr Wesen an. Und weil ich ihr deswegen nicht mehr hold sein konnte, bekam öfters mein Reitknecht freundlichere Blicke als ich. — Uebrigens durfte ich gar nicht klagen, daß ihre Freundschaft nicht mehr mein Haus besucht hätte, als mir lieb war, sie half redlich aufzehren, was sie nur fand. Sie hätten aber geglaubt, der Böse würde sie sofort holen, wenn sie mich Schwager oder Dheim genannt hätten, die Brüderschaft mußte Alles verblümen und meine eigene Schwiegermutter gab wol Achtung, daß ihr nicht das Wort „Sohn“ entfuhr, besonders, wenn etwa ein Fremder dabei war. Niemals aber waren sie lieber beisammen, als wenn ich in Breslau oder sonst wo abwesend war, dann hatte die Schwägerschaft die beste Gelegenheit, sich recht adlig auf meine Unkosten lustig zu machen, wozu ihnen ein guter Trunk Wein, den ich in meinem Flaschenfutter von drei bis vier Töpfen für mich und meine Frau Gemahlin hielt, so wohl anstand, daß ich es gänzlich geleert fand, wenn ich nach Hause kam. Doch wäre auch das noch hingegangen, wenn man mir nur nicht auch das Getreide vom Boden, ja selbst Kühe und Kälber ohne mein Vorwissen genommen und der adligen Freundschaft zugesteckt hätte. Wer aber vier Thaler einnimmt, und sechs wieder ausgeben muß, hat nicht Ursache für einen Beutel zu sorgen. So konnte ich mir leicht die Rechnung machen, daß ich in Kurzem ein so guter Krippenreiter wie meine Nachbarn werden würde.

Da gefiel es Gott, mich durch den Tod meiner Liebsten, welche im Kindsbett starb, von dieser Gefahr zu erlösen. Auch bei diesem Ereigniß hatte ich einen harten Sturm mit meiner verdrießlichen Frau Schwiegermutter auszustehen. Diese erfüllte mit ihrem Geschrei über der Tochter Ableben Himmel und Erde und wollte alle Welt überreden, die gute Frau hätte sich zu Tode gegramt, weil sie nicht ihrem Stande gemäß verheirathet war, und sie, die Schwiegermutter wäre Schuld an alle dem gewesen. Ich hörte eine Weile ihre Narrheit mit an und ertrug sie in der Hoffnung, daß das Spiel einmal ein Ende haben würde, bis sie endlich noch weiter herausbrach und allen Schmuck, den ich gekauft, nebst der Kleidung und was die Tochter sonst unter ihrem Verschluß gehabt, für ihre andern Töchter haben wollte unter dem Vorwand der Nistfelgerade. Ich warf ihr ein paar mitgebrachte Lappen vor die

Füße und ließ die Leiche in einem ehrlichen Sarge in die Geschlechtsgruft setzen, ohne die Schwiegermutter oder einen andern Verwandten dazu zu bitten. Und ich setzte mir vor, das Gut an die ersten besten zu verkaufen und mich wieder nach der Stadt zu begeben.

So saß ich einst eines Abends voller Gedanken am Fenster, und sah, wie das Gesinde seine Arbeit that; als ich von ungefähr gewahr wurde, daß sich jemand mit bloßem Degen am Thor gegen die anlaufenden Hunde vertheidigte. Ich schrie dem Gesinde zu, die Hunde abzuhalten, worauf ein wohlgekleideter Mann mit großen Complimenten auf mich zutrat. „Mein Herr Oheim,“ sprach er, „wird nicht ungeneigt aufnehmen, daß ich mir nach Ritterart die Ehre gebe, auf ein Nachtlager einzusprechen, um dabei die Ehre seiner Bekanntschaft zu genießen.“ „Nicht im Geringsten,“ versetzte ich darauf, „wenn nur mein Herr beliebt vorlieb zu nehmen.“ Ich nöthigte ihn deshalb herein, da der Cavalier so freigebig mit der Betterschaft war, konnte ich leicht erkennen, daß er nicht aus der Nachbarschaft sei. Er kam auch bald damit heraus, daß er ein freier Reichsritter aus dem Elsaß und durch die Franzosen so verdorben worden sei, daß er lieber seine abgebrannten Güter mit dem Rücken angesehen, als sich ihrer Botmäßigkeit unterwerfen wollte; jetzt begäbe er sich nach dem Kaiserhofe, dort Kriegsdienste zu suchen. Die Nichtigkeit dieser Aufschneiderei konnte ich schon daran erkennen, weil er keine von den adligen Familien kannte, mit denen ich bei früherer Anwesenheit im Elsaß bekannt worden war. Deshalb ging ich auch behutsam mit dem Kerl um, und der gute reichsadlige Herr und Bruder mußte mit einer Streu und Matrage nebst einem Köppolster vorlieb nehmen. Als ich am andern Morgen aufstand, fand ich weder Junker noch Bettgewand vor und vermißte dazu meinen Degen und Pistolen, die ich in der Stube gelassen hatte. Geschwind befahl ich meinen Knechten, sich mit Prügeln auf die Pferde zu werfen, und wenn sie den Halunken anträfen, ihn kräftig durchzuhauen und darnach laufen zu lassen, meine Sachen aber wieder abzunehmen. Denn ich konnte mir leicht einbilden, daß der Mensch ein Beutelschneider wäre, daß er mehr auf dem Kerbholz haben würde, und daß ich durch seine Verhaftung den Vortheil erlangen könnte, noch einen kostspieligen peinlichen Proceß, zuletzt sein Hängen zu bezahlen. Die Knechte trafen ihn mit seiner Beute im nächsten Holz und kamen dem Befehle redlich nach. Sie brachten mir zwar meine Sachen wieder zurück, diese kamen mich aber sehr theuer zu stehen. Denn kaum vier Tage darauf wurde mir ohne Zweifel von diesem Schelme des Nachts mein Gut über dem Kopf angezündet, so daß ich kaum das Wohngebäude retten konnte, im Uebrigen aber zusehen mußte, daß Scheuern und Ställe mit Getreide und Vieh bis auf den Grund abbrannten.

Dies Unglück nun verleidete mir das Landleben so sehr, daß ich nur ein

paar Ställe für das noch übrige Vieh aufbaute und kurze Zeit darauf das Gut, welches ich für 6000 Thlr. erkaufte hatte, um 4000 wieder weggab. Darauf begab ich mich nach der Stadt zurück.

So erzählte der bekehrte Landwirth dem jungen Holländer. Wenige Tage darauf hatte der Fremde Gelegenheit, aus eigener Anschauung das schlesische Leben des verarmten Landadels in derselben Gegend selbst zu beobachten. Ein junger Herr v. K., ein gebildeter und gereister Cavalier, lud ihn auf das Gut seiner honetten Aeltern ein und forderte ihn auf, von dort einen Spazierritt auf ein Nachbargut zu machen, wo eine Taufe gefeiert wurde. Der v. K. bat unsern Helden, er möchte sich gefallen lassen für einen Oberstwachmeister in holländischen Diensten ausgegeben zu werden, „denn ich weiß,“ sagte er, „daß sonst diese adligen Bauern kein Bedenken haben werden, dem Herrn die letzte Stelle zu geben und ihn nicht im geringsten zu beachten, trotz seiner Bildung, und obgleich er, ohne arm zu werden, leicht ihre sämmtlichen Güter bezahlen könnte.“ Was der Holländer dort beobachtete, erzählt er folgendermaßen:

Das Tractament war so beschaffen, daß die Tafel nicht in Gefahr war, unter den schweren Schüsseln zu brechen, ein gutes Gericht Speisefische in einer gelben Zwiebelsauce, alle Regalien eines Kalbes, der ganze Inhalt eines Schweines, soviel Glieder, soviel Speisen, ein paar Gänse und ein paar Hasen, dazu ein rohes wässeriges Bier, so daß man bei Zeiten den nicht viel bessern Brantwein zu Hilfe rufen mußte. Dabei aber war diese adlige Gesellschaft, die aus etlichen zwanzig Personen bestand, rechtschaffen lustig und das Frauenzimmer viel aufgeweckter, als die gezierten Kaufmannsfrauen des Stadtadels. Als die Tafel aufgehoben war und ein Theil der Cavaliere nach ein paar Fiedeln lustig umher sprang, ein Theil das Zimmer mit Tabak voll rauchte, fing die Frau v. K. an: „Ich sehe meine Lust an diesem ausländischen Cavalier und bin der Hoffnung, daß mein Sohn, der auch Officier ist, an andern Orten ebenso lieb und werth gehalten wird.“ — „Ich, liebste Frau Schwester,“ versetzte die Frau Ilse von der B., „bin ganz anderer Meinung. Ich könnte nimmermehr so tyrannisch gegen die Meinigen sein, sie unter diese Kriegsgurgeln zu verstoßen, denn ich höre, daß sie bisweilen schlecht genug zu essen haben, viele Nächte in kein warmes Bett kommen, und noch dazu Niemand haben, der ihnen ein Warmbier machte, oder ein Glas Brantwein brächte. Sollte ich hören, daß meinen Sohn ein langhalsiger Tartar, wie ich ihn neulich im Kretschem abgemalt gesehn, gar gefressen hätte, so würde mich der Kummer auf der Stelle ersticken. Deswegen erachte ich besser, meinen Junker Hans Christoph daheim auf dem Gütlein zu erhalten, so gut ich kann. Zwar muß ich bekennen, daß er mich schon genug gekostet hat, als ich ihn rittermäßig austaffirte; meine zwei besten Kühe gingen damals drauf, und ich konnte den

Abgang noch nicht ersetzen. Nun was hilfts, sehe ich doch auch meine Lust, wie er sich in Allem so rittermännisch anzustellen weiß. Seh sie nur, liebe Frau Schwester, kann er nicht so hurtig tanzen, wie ein anderer, und die Dame herum drehen, daß es eine Art hat; er wird Keinem ein Glas Bier oder Branntwein abschlagen, der Tabak ist sein einziges Leben, bei allen Gesellschaften ist er so angenehm, daß er bisweilen kaum in drei Wochen nach Hause kommt, womöglich mit einem blauen Auge. Daraus kann ich mir leicht die Rechnung machen, daß er sich nach Reiterart herumschlagen und wacker wehren muß. So wird auch hier mein Junker Martin Andres werden.“ — Der Junker stand da und legte den Kopf in den Schooß der lieben Mutter. — „Der lose Kerl weiß auch schon, daß er ein Junker ist, darum begehrt er nichts zu lernen, sondern er reitet lieber mit dem Kossjungen im Felde herum; er darf wol schon auf den Gedanken kommen, einen Degen zu haben. Das macht mir neuen Kummer, denn ich kann mir leicht denken, daß es zulezt auch noch ein Pferd kosten wird, und wenn Gott nicht sonderlich hilft, werden mir ein paar Kühe darauf gehen. Doch ich werde ihm auch wol endlich ein ABC kaufen müssen, denn sein Herr Vater hat immer gewollt, daß er ein recht scharfer Gelehrter werden sollte, wie er selber einer war. Ja, wenn es nichts kostete und die gelehrten Kerls nicht soviel theure Bücher haben müßten! Sonst sieht man wol seine Lust an ihnen, und mir gehn die Augen noch immer über, wenn ich daran denke, wie sein Herr Vater so schön die Dankreden nach der Bewirthung hielt und es wol so gut als der Pfarrer machen konnte; wie er auch einmal eine ganze halbe Stunde lauter Latein, ich weiß nicht was, vor dem Fürsten hersagen mußte. Eins gefällt mir sehr wohl an meinem Martin Andres, daß er so einen verschlagenen nachdenklichen Kopf hat. Er hat mir selber an die Hand gegeben, ihm zuweilen zu etwas Gelde zu verhelfen, indem ich ihm nämlich vergönne, das Lösegeld für das fremde Vieh zu behalten, das auf meinem Acker gepfändet wird. Darauf ist er nun so erpicht, daß er den ganzen Tag im Getreide auflauert, ein paar Schweine oder dgl. zu erhaschen, womit er sich auch schon bis zu einem halben Thaler erworben. — Dessen ungeachtet aber, und wenn ich nur gewiß wüßte, daß meinem Junker Hans Christoph der Handel im Kriege auch so glücken würde, wie ihrem Herrn Sohne, liebe Frau Schwester, ich wollte ja ein Jahr nicht ansehen, und wollte versuchen, wie ich ihn dazu beredete; wenn er nur auch gewiß Oberster und ein Freiherr würde, und auch eine reiche Dame kriegte. Die aber müßte mir bei meiner Seele von rechtem Adel sein; denn sonst schwöre ich, daß sie mir nicht unter die Augen kommen dürfte, wenn sie gleich in Golde steckte bis über die Ohren. Und wer weiß es, liebe Frau Schwester, ich habe mein Lebtag gehört, daß es in andern Ländern nicht so gute Edelleute gibt, als bei uns, und daß man in Holland, wo dieser Officier her ist,

die Weiber nackt und bloß, wie sie der liebe Gott geschaffen, nicht anders als Rübe zu Markte treibt. Denn meiner seligen Frau Mutter Schwester, die liebe Frau Grete v. L., mußte damals auch hören, daß ihren Sohn der Teufel ritt, und daß er ein solches wildes Weib mit nach Hause führte. Da hat sie sich so sehr gegreimt, daß sie es nicht lange mehr gemacht hat, und sie ist durchaus nicht zu bereden gewesen, daß sie dieses wilde Weib nur einmal angesehen hätte. — Aber um wieder auf meinen Sohn Junker Hans Christoph zu kommen, wenn es sich so mit ihm machte, daß er nicht dahin käme, wo die Tartaren sind, auch nicht Schildwacht stehen dürfte, so wollte ich wol meine alte Magd, die ihn ganz aufgezogen und beslohet hat, schon überreden, daß sie auf ein Jahr mitzöge und Achtung auf ihn hätte, bisweilen den Kopf wüsche und die Hemden bereinigte, ich wollte ihr auch noch eine halbe Mege Lein aussäen.“

Die Frau v. R. würde wahrscheinlich dieser Einfalt genugsam geantwortet haben, wäre sie nicht durch den Herrn v. R. zum Tanz aufgeführt worden. So ließ sie die Alte allein, zu welcher sich der anwesende Junker Vogelbach mit einer fingerlangen Tabakspfeife im Munde verfügte und so Unterhaltung machte: „Wie gehts? wie stehts noch um ein gut Leben, meine liebe Frau Muhme? Ich merke, sie sieht ihre Freude an ihrem Junker Hans Christoph, daß er es so lustig mitmachen kann. Hol mich dieser und jener, er ist auch ein rechtschaffner Kerl, ich wollte wünschen, daß er vor etlichen Tagen dabei gewesen wäre, als ich mich mit einem Pfeffersack von Breslau herum schlug; er sollte sein Wunder gesehen haben, wie ich den Kerl drillte; er mußte das Leben von mir erbitten und nachher mir und meinem Secundanten einen stattlichen Schmaus zum Besten geben, wobei wir uns so lustig machten, daß der beste Wein in der Stube herumschwamm.“ Aber die alte Frau von der B. antwortete darauf: „Es ist euch eine schöne Ehre, daß ihr euch wegen eines Trunkes Wein mit den Bürgern so gemein macht. Und vor Allem ihr, Junker Martin Heinrich, dem der Mund nur immer nach Wein hängt; wenn ihr nur ein paar Gläser davon erschnappen könnt, trinkt ihr mit allen Leuten Brüderschaft, sie mögen Bürger oder Edelleute sein. Ja ihr nennt wol gar, wie ich mir habe sagen lassen, die Pfeffersäcke Dheim und Better. Sollte ich das wissen, so schwöre ich, daß ich euch mein Lebtag nicht Better nenne. Sagt mir, was habt ihr wieder für eine Schmarre auf der Stirn? Ohne Zweifel habt ihr euch wieder gefagbalgt und eins bekommen, das ginge noch wol hin, wenns euch nur die Bürger nicht versezt hätten.“

„Seht ihr mich für einen Narren an,“ sagte Junker Vogelbach, „daß ich diese Kerle Dheim oder Better nennen sollte, hätte ihnen der Kaiser auch noch einen so großen Brief gegeben? Bruder geht noch an, so lange sie lustig Wein hergeben, hernach aber heißt es, laßt den Bärenhäuter gehen.“

Unterdeß machten sich die Gäste mit Tabak, Trinken und allerhand Gesprächen ziemlich lustig, wobei der Holländer bemerkte, daß von den beiden nicht übel gebildeten Töchtern des Wirthes allemal nur eine im Reigen zu sehen war, und jede vom Haupt bis zu den Füßen wie die andere gekleidet, daraus konnte er leicht schließen, daß sich auch diese guten Mädchen mit ein und derselben Kleidung behelfen mußten, und daß, während die eine im Zimmer tanzte, die andere, welche abgelegt hatte, unterdeß draußen so lange in Geduld warten mußte, bis die Reihe wieder an sie kam. „Sind das nicht liebe Kinder,“ sagte ihre Mutter, die sich mit andern Frauen zu der Frau von der V. gesetzt hatte, „sie wissen sich in Alles so adlig zu schicken, ich sehe meines Herzens Lust, wie ihnen Alles so wohl ansteht. Und hätten die Pfeffersäcke in den Städten noch soviel Schmuck um sich hängen, der Bürger bleket doch allemal heraus.“ „Es ist nicht ohne“ sagte die andere, „das Herz möchte mir im Leibe zerspringen, wenn ich diese Leute in der Stadt in so prächtigem Kleide und Schmuck auf goldenen Karreten herprahlen sehe. Prahlet, denke ich dann, wie ihr wollt, und wenn ihr gleich alle Tage statt eures besten Weines gar Perlen löffet, so seid ihr doch Bürger, bleibt Bürger, und werdet es nimmermehr dahin bringen, uns gleich zu sein.“

Unter solchem Weibergeschwäg, Lachen, Jauchzen, Tanzen und Springen war die Nacht hereingebrochen, und weil der von R. leicht erachten konnte, daß auch dieses Gelage mit den gewöhnlichen Stänkereien und Händeln würde beschloffen werden, so gab er unserm Holländer einen Wink und machte sich mit ihm auf die Seite zu einem bekannten Bauern, wo sie das Nachtlager auf einer Streu zubrachten. Am nächsten Morgen weckte sie der Reitknecht des Herrn v. R., wenn sie eine dreifache Schlägerei anzusehn verlangten, wobei der Vogelbach der vornehmste sein würde, so möchten sie bald aufstehn und sich auf die polnische Grenze nahe am Dorfe begeben. Dazu hatte aber keiner von ihnen Lust, der v. R., welcher sich solcher Lumperei seiner Landsleute schämte, gab seinem Reitknecht einen Wink zu schweigen, sie saßen auf und ritten unter anmuthigen Gesprächen ihres Weges.

Soweit die Erzählung Paul Winklers. Um das Jahr 1700 waren die Sitten des Landadels bereits milder, das Leben ein wenig reichlicher, die Koppeln der Krippenreiter seltner geworden, aber bis tief in das 18. Jahrhundert dauerte das Schmarozen, die Arbeitsscheu und der Bettelstolz unter den alten Familien des Landes. Erst unter der straffen Zucht der Hohenzollern wurden diese Drohnen der modernen Gesellschaft zum Nutzen des Staates verwendet. Zumeist aus ihnen schufen Friedrich Wilhelm der Erste und Friedrich der Große ihren Officieradel. Und nachdem die Fürsten mit kluger Berechnung erkannt hatten, daß hier ein brauchbarer Stoff für ihren neuen Staat zu fin-

den sei, wurde auch ihr eifriges Bestreben, den armen Adel zu heben. Es geschah seitdem viel, ihn vor dem Zurückfallen in die Masse des Volkes zu bewahren: auch nach dem Jahre 1806. Und nicht wenige Familien, deren Ahnen vor zwei hundert Jahren als Taugenichtse in Banden über die Aecker trotteten, haben ihre Namen für immer mit den ruhmvollsten Erinnerungen der Nation, mit den höchsten Leistungen in Kunst und Wissenschaft verbunden. Nach und nach haben unsre Junker besser gelernt, um ihre Wirthschaft zu sorgen, ihre Pferde sind nach Engländern gezüchtet, der Scheffel Getreide gilt das Doppelte, eine Kuh drei mal, die Wolle ihrer Schafe drei bis vier mal so viel, als vor zwei hundert Jahren. Die hiesigen Bauern sind trotz allen Protestationen und Drohungen des Adels freie Leute geworden, und dadurch ist wieder der Werth auch der adligen Güter um das Doppelte gestiegen. Endlich hat sich gar die Productionskraft der meisten Güter verdreifacht, bei vielen verzehnfacht, seit der Bürger seine Wissenschaft, Mechanik, Arbeitskraft auch auf die Aekerscholle übertrug. Auch die Unordentlichen unter ihnen sind durch die Pfandbrieffsysteme der Landschaften, durch zahlreiche Geschenke und Gnaden der Souveräne wenigstens mehrere Jahrzehnte länger conservirt worden, als ihre eigene Kraft sie erhalten hätte. Aber in den Schwächeren von ihnen ist noch heut etwas von den gemüthlichen Stimmungen der alten Feldläufer zurück geblieben. Das neue Junkerthum, die häßliche Caricatur des adligen Wesens ist, wenn man genau zusieht, nichts weiter, als eine anspruchsvolle Fortsetzung der alten Krippenreiterei. Hinter Uniform und Ordenskrenz birgt sich nicht selten derselbe Haß gegen die Bildung ihrer Zeit, dieselben Vorurtheile, der gleiche tölpelhafte Hochmuth, eine ähnliche groteske Verehrung ihrer Privilegien und Familienrechte und hinter besserer Form derselbe rohe Egoismus gegenüber dem Gemeinwesen. Brutal, wo sie zu imponiren meinen, feige vor einer stärkern Gewalt, unterthänig, wo sie zu gewinnen hoffen, noch da eigennützig, wo sie am Loyalsten empfinden, betrachten nicht wenige unter ihnen noch immer den Staat ähnlich, wie ihre Ahnen vor zwei hundert Jahren die gefüllte Vorathskammer eines Nachbarn; aber stärker als vor zwei hundert Jahren erhebt sich grade jetzt gegen Solche der Haß und die Verachtung des Volkes.

G. F.